



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schneider, Gustav: Unser Verhältnis zu Japan

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unser Verhältnis zu Japan

Von Amtsgerichtsrat Gustav Schneider



u den Nummern 24 und 33 der „Grenzboten“ von 1916 wurde auf die politischen Werke E. von Hartmanns als auf eine Fundgrube politischer Weisheit hingewiesen, und ganz besonders das Hartmannsche Buch „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik“ (1889) gerühmt. In diesem Werke findet sich auf Seite 368 ein Satz, den man gerade uns Deutschen immer und immer wieder einschärfen muß: „Wenn es schon töricht ist, auf Dankbarkeit in der Politik zu rechnen, so ist es doppelt töricht, sich durch Ärger über Vergangenes, durch Schmollen und Grollen in seinen Entschlüssen beeinflussen zu lassen.“ Wem fällt bei dem ersten Teile dieses Satzes nicht unsere früher gegenüber unseren jetzigen Feinden betriebene Politik ein; besonders unser Verhalten gegenüber Rußland in den Jahren 1856, 1863, 1870, 1878, 1904 und 1905! Aber der Unmut, der unsere Seele wegen der Undankbarkeit unserer Feinde, ja wegen der von einigen sogar begangenen Treulosigkeit, beschleichen will, muß durch die nüchterne, realpolitische Erwägung und Mahnung gedämpft werden, die der letzte Teil jenes Satzes zum Ausdruck bringt. Wir dürfen uns nur fragen: mit welchen Lebensinteressen unserer heutigen Gegner werden sich in Zukunft die unsrigen dauernd kreuzen; wo sind schwer oder gar nicht ausgleichbare Gegensätze vorhanden? Rudolf Kjelléns Werk „Die politischen Probleme des Weltkrieges“ (1915) bietet ein Muster solcher Untersuchung. Hier soll die Frage, ob für uns die „östliche Orientierung“ in Zukunft angezeigt sei, in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks nicht breiter erörtert, zunächst sogar ganz von ihr abgesehen, dagegen unser Verhältnis zu der Großmacht des fernen Ostens, zu Japan, untersucht und etwas eingehender behandelt werden.

Als Japan am 15. August 1914 uns in dem bekannten Ultimatum den „Rat gab“, die uns von ihm unterbreiteten Vorschläge auszuführen, knüpfte es bewußt an den „freundschaftlichen Rat“ an, den wir den Japanern bei Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges im Jahre 1895 gaben: sie sollten ihre Forderungen, Rußlands wegen, mäßigen und bescheiden. Indem wir damals im Frieden von Shimonoseki zusammen mit Frankreich und Rußland den Japanern in den Arm fielen, begingen wir freilich eine Unflugheit, die aber in Japan bald in Vergessenheit geraten wäre, wenn nicht England ziel-

bewußt und fortdauernd gegen uns gehezt hätte. Wie wir aus den Aufzeichnungen des Grafen Hayashi und aus anderen Quellen wissen, war Japan schon im Jahre 1898 wieder bereit, ein Bündnis mit England und Deutschland zu schließen. Wenn wir uns auch im Jahre 1895 mehr im Hintergrund hätten halten sollen, so wußte man in Japan doch recht wohl, daß die Teilnahme Deutschlands an der „Intervention“ eher mäßigend als unterstützend auf die weit schärferen Forderungen Rußlands gewirkt hat. Ohne die systematische Heße Englands hätte Japan nach dem Ablauf weniger Jahre niemals mehr daran gedacht, „Rache für Shimonoseki“ zu nehmen.

Die Japaner haben recht wohl gewußt, welche Dankeschuld sie Deutschland gegenüber abzutragen hatten. Wir haben ihnen bei der Neuordnung ihres Heerwesens geholfen, besonders auch dadurch, daß wir ihnen im Jahre 1888 den tüchtigen Major von Meckel als militärischen Ratgeber sandten, dem Japan 1904 ein Denkmal setzte. Nach deutschem Vorbild wurden in Japan auch das neue Recht und vieles auf dem Gebiete anderer Wissenschaften, namentlich der Medizin und der Technik ausgestaltet. Dem Japaner ist Dankbarkeit nicht fremd, im Gegenteil: die Dankbarkeit wird in Japan im allgemeinen höher bewertet als bei uns; ganz besonders aber schuldet man sie nach konfuzianischem Gesetz dem Lehrer. Andererseits ist aber der Japaner weit entfernt, die sittlichen Normen, die das Verhältnis der einzelnen Menschen zueinander regeln, auch auf das Verhältnis der Staaten zueinander auszudehnen, während wir Deutschen nur zu leicht — trotz Bismarck — die Privatmoral auf das Gebiet der äußeren Politik übertragen, statt hier zunächst den nationalen Egoismus walten und das Moralische (im Sinne der subjektiven Sittlichkeit) erst in zweiter Linie gelten zu lassen. Nimmt man diesen Standpunkt ein, so wird das Vorgehen Japans im August 1914 verständlich und zum Teil auch entschuldbar.

Als England am 30. Januar 1902 mit Japan einen Bündnisvertrag abschloß, gewann es in dem Bundesgenossen einen Degen gegen Rußland; dieser aber wurde, indem er als bündnisfähig mit einer Weltmacht erschien, als gleichberechtigte Großmacht aller Welt förmlich vorgestellt. England täuschte sich zwar nicht in dem Vertrauen, das es der kriegerischen Kraft des Bundesgenossen entgegenbrachte, aber es entsprach doch nicht den Wünschen Englands, daß Japan ohne größere Einbußen aus dem Land- und Seekrieg mit Rußland hervorging. Eine um so größere Enttäuschung aber erlebte Japan als es von England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Frieden von Portsmouth (1905) zum Verzicht auf eine russische Kriegsentschädigung genötigt wurde. Damit geriet es in die drückendste finanzielle und industrielle Abhängigkeit von jenen beiden Staaten und besonders unter die finanzielle Botmäßigkeit der Londoner Börse. Überschuldet, übersteuert, mit stark passiver Handelsbilanz, mußte Japan bis zum Weltkrieg nach der englischen Pfeife, an der der englische Geldbeutel hing, tanzen. England konnte im Jahre 1911 sogar bei einer

Verlängerung des Bündnisvertrages eine Abänderung*) erreichen, durch die er für Japan seinen eigentlichen Wert verlor, indem er dieses in einem Falle im Stiche läßt, wo seine Lebensinteressen in Frage kommen: in einem möglichen Krieg mit den Vereinigten Staaten. Aber die Lösung des Bündnisses wäre für Japan gleichbedeutend mit dem Verzicht auf seine Großmachtsstellung oder mit deren moralischer Vernichtung gewesen. Deshalb brauchte England im August 1914 auch nur mit dieser Lösung zu drohen, um in Japan einen gefügigen Helfer zum Zug gegen Kiautschou zu haben. Zu der Drohung aber fügte England auch noch die Bestechung und das Geld: 160 Millionen Dollar betrug der Judaslohn, um den Japan es auf sich nahm, dem schon von der halben Welt angegriffenen Deutschen Reich auch noch in den Rücken zu fallen. Der englisch-japanische Bündnisvertrag war freilich nur ein Vorwand, den man brauchte, um das allzu Unehrenhafte dieses Streiches einigermaßen zu verdecken, denn jener kam gar nicht in Frage. In Wahrheit dachte Japan, sein Ansehen in seinem östlichen Bereich durch eine leichte Vernichtung einer europäischen Großmacht stark zu erhöhen und sich ohne große Kosten in ein fertig vorbereitetes Nest zu setzen, das ihm eine Stufe sein sollte zu dem weiteren Ziel: der wirtschaftlichen Ausnutzung und Unterjochung Chinas und der Vorherrschaft in Ostasien. Es glaubte, das von allen Seiten angegriffene Deutschland werde in kurzer Zeit unter den vereinten Streichen seiner vielen Gegner zusammenbrechen und der Krieg in Bälde beendet sein. Gerade aber die Länge des Weltkrieges kam Japan in ungeahnter Weise zu statten. Es verdiente ungeheuere Gelder durch die Munitionslieferungen an Rußland. England unterstützte dabei Japan auf jede Weise, damit der schon fast von Deutschland vernichtete russische „Bundesgenosse“ nochmals seine Kraft gegen den gemeinsamen, verhassten deutschen Gegner zusammenfassen könne. So ward Japan finanziell, industriell und wirtschaftlich unabhängig von England. Gleichzeitig gewann es die Märkte nicht nur in Ostasien, sondern sogar teilweise auch in Australien und Südafrika, wo bisher die Engländer (und andere Europäer) den Handelsgewinn eingesteckt hatten. In Japans Interesse lag es, daß der Krieg sich möglichst in die Länge zog und beide Kriegsparteien schließlich in einen Zustand allgemeiner Erschöpfung gerieten. Es verdiente, verdiente ungeheuere Summen und trat im Osten immer mehr das Erbe Englands an, ohne fürchten zu müssen, daß der „Bundesgenosse“ nach dem Weltkrieg den ihm entrissenen Besitz wieder zurückfordern könne. Aber so angenehm die Verlängerung des Krieges auch für Japan ist, sie hat doch auch eine große Schattenseite für das ostasiatische Inselreich: das ist die Erstarkung der amerikanischen Behrmacht zu Wasser und zu Lande. Die Vereinigten Staaten haben ihre Flotte so gewaltig verstärkt und werden hiermit weiter fortfahren, daß sie mit diesen Vergrößerungen alles in

*) Es ist mehr als wahrscheinlich, daß damals zwischen Grey und dem japanischen Botschafter Kato ein geheimes Abkommen geschlossen wurde, wodurch Japan die Anwartschaft auf Kiautschou und die deutschen Besitzungen in der Südsee zugesichert erhielt.

den Schatten stellen werden, was selbst Deutschland und England in derselben Beziehung geleistet haben. Handelte es sich um die Vergrößerung der Seemehr allein, so könnte man auf den Gedanken kommen, sie geschehe zu dem Zweck, damit die Union sich in einem künftigen Kriege als unbeteiligter Staat nicht die Übergriffe der kriegsführenden Staaten gefallen lassen müsse, wie sie solche jetzt von England hinnehmen mußte; oder auch zu dem Zwecke, um bei der Beendigung des Krieges und bei dem Friedensschlusse als „neutrale“ Macht ein gewichtiges Wort mitsprechen zu können. Daß aber die Union nunmehr auch daran geht, sich ein Heer von etwa drei Millionen zu schaffen, geschieht nicht zur Sicherung gegen englische oder gar gegen deutsche Angriffe; die Spitze dieser Maßnahme kann sich vielmehr, ebenso wie die Befestigung Hawaiis, nur gegen Japan richten.

Daß es eines Tages zum offenen Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Japan kommen muß, ist ein offenes Geheimnis. Die amerikanischen Weststaaten haben sich der Überschwemmung durch japanische Einwanderer und der wirtschaftlichen Durchdringung Kaliforniens durch die „Gelben“ nur durch scharfe Geseze erwehren können, die aber das japanische Selbstbewußtsein tief verletzt haben. Dazu ist in Japan die imperialistische Richtung so ausgeprägt wie in keiner anderen Großmacht. Nicht nur wirft man dort begehrliche Blicke auf die Philippinen, sondern vor allem auch auf Mexiko, das an Petroleum so reiche Land. Je mehr das Petroleum für alle schiffahrtstreibenden Völker zum begehrtesten Gegenstand wird, um so heftiger muß auch zwischen den Vereinigten Staaten und Japan der Streit um den Besitz Mexikos entbrennen. Endlich schickt sich auch Japan an, den Vereinigten Staaten ebenso wie alle anderen weißen Mächten die „offene Tür“ in China vor der Nase zuzuschlagen und damit die dort ganz besonders stark vorhandenen amerikanischen Interessen in empfindlichster Weise zu verletzen. Deshalb muß es einmal zu einer Auseinandersetzung zwischen Japan und der Union kommen. Die Frage ist nur die, ob Japan so lange warten wird, bis die Vereinigten Staaten zur See und zu Land mit ihren Rüstungen fertig sind, und bis der durch Erdrutsche zum großen Glück für Japan betriebsunfähig gewordene Panamakanal wieder hergestellt sein wird.

Japan, das bisher im großen und ganzen eine überaus geschickte Politik betrieben hat, wird, wenn es klug ist, den Zeitpunkt wählen, wo die Rüstungen der Vereinigten Staaten noch nicht allzu weit fortgeschritten sind, die Erschöpfung Englands durch den Weltkrieg aber stark genug geworden ist. Wäre uns die Rolle ganz klar, die England bei dieser Auseinandersetzung zugebach ist, so würden sich vielleicht manche Dunkelheiten klären, die der von der Union während des Weltkrieges betriebenen europäischen und ostasiatischen Politik anhaften.

Gustav Frenssen führt in seiner kleinen Schrift „Ein Brief“ (Schriften zur Zeit und Geschichte, verlegt bei G. Grote, 1916) auf Seite 25 aus, es bestehe

seit längerer Zeit (1911) eine geheime Verabredung zwischen den Vereinigten Staaten und England, wonach zunächst Deutschland, dann aber Japan vernichtet werden sollte. Bei dem ersten Unternehmen sollte die Union England „mit allen Kräften“, bei dem zweiten umgekehrt England den Vereinigten Staaten helfen. Bei den merkwürdigen Beweisen von „Neutralität“, die wir von diesen während des Krieges erfahren haben, kann man jedenfalls mutmaßen, daß eine ähnliche Abmachung vorliegt; man wird jedoch die Worte Frenssens „mit allen Kräften“ durch die Worte „in wohlwollender Neutralität“ ersetzen müssen. Auch Freiherr von Maday erwähnt geheime Abkommen, durch die England schon zur Zeit Tafts Washington in den Kreis seiner „unwritten liabilities“ (ungeschriebenen Verpflichtungen) einbezogen habe, um Deutschland einzukreisen, wenn auch „leider über das Maß und die Form dieser Verpflichtungen vollkommenes Dunkel gebreitet“ sei („Das Größere Deutschland“, Heft 26 von 1915, Seite 917: „Japan und die Vereinigten Staaten“). Wenn diese Mutmaßungen der Wahrheit entsprechen — und so vieles, auch die ganze Wilsonsche Friedenspolitik*) spricht für ihre Richtigkeit —, so wäre es vom englisch-amerikanischen Standpunkt aus die größte Ironie der Weltgeschichte, von dem deutsch-japanischen Gesichtspunkt aus aber die furchtbarste Tragik, daß sich zwei Staaten während dieses Krieges bekämpfen, die nacheinander von demselben Gegner abgeschlachtet werden sollen.

Wir dürfen wohl sagen, daß der Weltkrieg längst zu unseren Gunsten entschieden wäre, wenn Japan statt gegen, mit uns gegangen wäre. Ihm aber wäre dann Ostibirien mühelos in den Schoß gefallen und die ganze Mandschurei und Mongolei selbstverständlich noch dazu. Auch wenn Japan bloß neutral geblieben wäre, hätte sich vieles anders und günstiger für uns gestaltet; Japan aber hätte in diesem Falle große Vorteile für sich jederzeit von den Entente-Staaten durch die Drohung erzwingen können, es werde tätig auf unserer Seite in den Krieg eingreifen. Hätte Japan mit einer längeren Dauer des Krieges von vornherein gerechnet, so hätte es auch wohl diesen Weg gewählt.

Ob eine Verständigung zwischen Japan und Deutschland möglich war? Graf Reventlow führt in der dritten Auflage seines Werkes „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914“ (Seite 469 und 470) aus, der 1913/1914 in Berlin weilende japanische Botschafter Sugimura sei besonders zu dem Zweck dorthin geschickt worden, um nähere Beziehungen zwischen Japan und dem Deutschen Reich herbeizuführen; er hätte hieraus auch kein Hehl gemacht, aber

*) Nachdem in dem Weltkrieg ein Keil zwischen Japan und Deutschland getrieben worden ist, mag es Nordamerika — auch aus anderen Gründen — nicht so sehr darauf ankommen, daß Deutschland völlig auf die Knie gezwungen wird, als vielmehr darauf, daß sich England nicht völlig erschöpft. Diese Gefahr von England abzuwenden, erheischt nicht nur das Interesse der amerikanischen Gläubiger gegenüber dem ihm stark verschuldeten England, sondern auch vor allem das Interesse des amerikanischen Staates wegen der England bei der Auseinandersetzung mit Japan zugebachten Rolle. Wilson schätzt die Erschöpfung Englands vielleicht schon heute richtiger ein, als dessen verantwortliche Staatsmänner es selbst tun.

auf deutscher Seite kein genügendes Entgegenkommen — mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zu England (und Nordamerika) — gefunden. Nachdem der Reichskanzler im Reichstage ausdrücklich erklärt hat, ein Bündnisantrag sei niemals von Japan an uns gestellt worden, wird man Graf Reventlow nur darin Recht geben können, daß bei Japan die Neigung bestand, in nähere Beziehungen zu uns zu treten, daß wir uns aber von vornherein ablehnend verhielten, so daß sich Japan mit einer deutlicheren Annäherung gar nicht erst hervorwagte. Jedenfalls erwähnt auch Professor R. Alberti (in der Zeitschrift „Handel und Industrie“, München 1915, unterm 13. Februar) in einem Aufsatz „Mußte Tsingtau fallen?“, bei den Übergabeverhandlungen in Tsingtau hätten hochgestellte Japaner dem Gouverneur Meyer-Walbeck versichert, wenn Deutschland Japan die Zinsgarantie für dessen Schuld an England angeboten und es so aus den Händen Englands befreit hätte, wäre Tsingtau noch heute deutsch; dem deutschen Botschafter in Tokio sei auch dieser Ausweg deutlich genug gezeigt worden, er habe ihn aber nicht verstanden oder nicht verstehen wollen.

Wenn diese in der Vergangenheit liegenden Begebenheiten hier erwähnt werden, so geschieht es nicht, um Kritik zu üben, sondern um Richtlinien für die Frage zu gewinnen, wie sich in Zukunft unser Verhältnis zu Japan gestalten soll. Besondere Berücksichtigung verdient das Verhalten, das die Japaner nach der Eroberung Tsingtaus und später gezeigt haben.

Die heldenmütige Verteidigung Tsingtaus durch die schwache deutsche Besatzung hat auf die Japaner, die für das Heldenhafte mehr als alle anderen Völker empfänglich sind, großen Eindruck gemacht. Sie haben die Gräber der dort gefallenen Deutschen mit der Bezeichnung „Heldengrab“ versehen, die deutschen Kriegsgefangenen im allgemeinen höflich und zuvorkommend behandelt, dagegen England, der britischen Flotte, dem englischen Heere und ihren „Erfolgen“ im Weltkriege gegenüber eine Verachtung an den Tag gelegt, die alles übersteigt, was sich England jemals von einer fremden Macht gefallen lassen mußte. In den japanischen Zeitungen und Zeitschriften, die trotz der englischen Heztpresse die Kriegslage meist sehr objektiv behandeln, wird nicht nur laut und offen eine Kündigung des japanisch-englischen Bündnisvertrages gefordert, sondern sogar mit einem deutsch-japanischen Bündnis gegen England offen gedroht. Nicht nur die angesehenen Monatschrift „Dai Nippon“ erörtert solche Vorschläge, auch in anderen japanischen Zeitungen findet man Wendungen wie die folgende: „Heute versorgt Amerika die Alliierten mit Waffen und Munition gegen Deutschland; vielleicht kommt einmal der Tag, da Deutschland uns gegen die Vereinigten Staaten und Australien versorgt“ („Frankf. Zeitung“, Abendblatt vom 7. Januar 1916). Der Gegensatz zwischen Japan und den Vereinigten Staaten hat sich im Weltkrieg weiter verschärft, der zwischen ihm und England ist sogar seit der Eroberung Tsingtaus ins Ungemessene gewachsen. Zwischen Japan und den britischen Dominien Australien und Britisch Kolumbien bestehen dieselben Streitigkeiten wie zwischen jenem und den Vereinigten Staaten,

Australien gegenüber sogar in verschärftem Maße. Japan hat die Schwäche der europäischen Staaten dazu benutzt, um sich bedeutende wirtschaftliche Zugeständnisse von China zusichern zu lassen, die aufs Empfindlichste die Rechte Englands in dessen Interessensphäre, dem reichen Yangtse-Tale, bedrohen. Da zu alledem noch die schon erwähnte Verdrängung der Engländer im Osten durch die japanischen Kaufleute kommt, und die Japaner sogar schon begehrliche Blicke auf Ostindien werfen, wo sie eine überaus rührige Verarbeitung entfaltet haben, so kann man sich leicht denken, wie sich das Verhältnis zwischen den beiden „Bundesgenossen“ in letzter Zeit gestaltet hat. England, das den Krieg begann, um seinen stärksten Konkurrenten auf dem Weltmarkte, Deutschland, zu verdrängen und auszuschalten, hat — ohne dieses Ziel zu erreichen — es zulassen müssen, daß ihm in Japan und in der Union zwei weitere, zum Teil noch gefährlichere Nebenbuhler auf dem Weltmarkte entstanden sind. Dabei hat es politisch seinen Einfluß und sein Ansehen in Ostasien völlig eingebüßt. Japan hat sich im Sommer 1916 eine Rückenbedeckung durch das von ihm mit Rußland geschlossene Bündnis geschaffen. Mit diesem Bündnis, das sich seiner Natur nach vorwiegend gegen England richtet, kann jeder japanische Staatsmann es jederzeit wagen, das Bündnis mit England zu kündigen. So groß aber anscheinend eben die Freundschaft zwischen Rußland und Japan ist, so ist es doch fraglich, ob sie den Krieg lange überdauern wird. Rußland hat notgedrungen Japan allzu viele Vorteile einräumen müssen, die es im Falle eines Sieges kaum gelten lassen würde. Beide Mächte mit ihrem ungeheueren Expansionsdrang haben zu viele Reibungsflächen in der Mandschurei und Mongolei. Vor allem aber haben die Japaner, teilweise auch die Chinesen das Reich des Zaren bis weit in das Innere Rußlands hinein derartig mit gelben Arbeitern überschwemmt, daß die russischen Zeitungen voll Sorge darauf hinweisen, wie sie nach dem Kriege diese heute notwendigen Gäste wieder loswerden sollen. Bliebe die Entente Sieger im Weltkrieg, so wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß sie bald nach dessen Beendigung — zusammen mit der Union — Japan den Stuhl vor die Türe setzte. Japan würde es dann aufs bitterste zu bereuen haben, daß es den Entente-Staaten Helfersdienste gegen Deutschland und Österreich-Ungarn geleistet hat, gegen die Großmächte, die keine Reibungsflächen mit ihm gemein haben. Geht aber Deutschland, wie wir zuversichtlich hoffen, als Sieger, oder auch nur unbefiegt aus dem Weltkrieg hervor, so wird Japan erst recht alle Ursache haben, sich wieder mit uns auf guten Fuß zu stellen. Wir aber werden — eingedenk des an die Spitze dieses Aufsatzes gestellten Hartmannschen Wortes — eine Annäherung Japans an uns nicht zurückzuweisen brauchen. Wir werden uns sagen müssen, daß zwischen Japan einerseits und England und Rußland andererseits viele Reibungsflächen und Konfliktstoffe vorhanden sind, daß diese beiden Staaten also natürliche Gegner Japans sind und auch unsere natürlichen Gegner bleiben werden (vgl. Fürst von Bülow, „Deutsche Politik“ S. XII). So sehr uns daher die

natürliche Sachlage auf ein näheres Verhältnis zu Japan für die Zukunft hinweist, so darf man einen Punkt doch nicht unbetont lassen: wir müssen Japan gegenüber darauf bestehen, daß es uns eine moralische Genugtuung für Tsingtau gewährt; sonst ist unser Ansehen in China für alle Zeiten herabgewürdigt. Ferner ist, falls uns Kiautschou und die andern von Japan besetzten ehemals deutschen Gebiete nicht zurückgegeben werden, eine gleichwertige Kompensation zu bieten, die aber nicht auf Kosten Chinas erfolgen darf. *) Da sie aus der Haut unserer Feinde geschnitten werden muß, wird man in erster Linie an die französische Musterkolonie Indochina denken dürfen, für das wir schon einen Teil des von uns besetzten nordfranzösischen Gebietes räumen können. Der in Japan mit amtlicher Unterstützung begründete Bund „für die Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen Japan und Deutschland“ sollte sich vor allem diese beiden Bedingungen merken und für sie eintreten. Das neue in Japan am Ruder befindliche Ministerium Teratschi, dem der Englandknecht Kato nicht mehr angehört, wird eher für sie gewinnen zu sein als das frühere Ministerium Okuma.

Wir Deutschen aber müssen uns vor allem hüten, unsere Beziehungen zu Japan durch die parteipolitische Brille zu sehen oder durch Rassengegensätze trüben zu lassen. Wenn z. B. Rudolph Goldscheid in seiner Schrift „Deutschlands größte Gefahr“ diese im nahen und fernen Osten dämmern sieht, und deshalb einen Zusammenschluß der demokratischen Westmächte, einschließlich eines demokratischer gewordenen Deutschlands und der Union, gegen die reaktionären Oststaaten Rußland und Japan empfiehlt, so muß hiergegen folgendes bemerkt werden: ein solches Bündnis wäre für uns die richtige *societas leonina*; denn die beiden anderen Bundesgenossen würden stets gegen uns zusammenhalten, uns gegen Rußland und Japan benützen und uns, wenn es darauf ankäme, zuletzt doch im Stiche lassen. Die so oft an die Wand gemalte „gelbe Gefahr“ ist wirtschaftlich in Wirklichkeit weit geringer, als man gewöhnlich annimmt (Vgl. Rathgen, „Die Japaner in der Weltwirtschaft“, B. G. Teubner, 1911, Kap. 6 und 7). In politischer Hinsicht haben wir sie nicht zu fürchten, sondern die Vereinigten Staaten, England und Rußland. Wenn manche Deutsche schon jetzt die Gefahr der Bildung eines großmongolischen Reiches sehen, das sich nach der Eroberung des asiatischen Rußlands dereinst auf Europa stürzen könne, so unterschätzt man, welch gewaltiger Bissen das ungeheure russische Reich auch für eine mongolische Weltmacht wäre. Für uns liegt nach dem bekannten Hindenburgschen Worte allerdings in Zukunft die Gefahr im Osten, nämlich in dem wiederholten Angriff eines ungeschwächten Rußlands. Wenn dieses sich später selbst gegen den fernen Osten verteidigen müßte und nicht seine ganze Stoßkraft, wie jetzt im Weltkriege, gegen uns entfalten könnte, so dürfte uns dieses doch nur recht sein.

*) Über unsere Verpflichtung gegenüber China vgl. auch den Aufsatz: „Wir und die Chinesen“ von Dr. Max Binde, Grenzboten Nr. 34, 1916.

Umgekehrt findet man in rechtsstehenden deutschen Blättern häufig den Vorschlag, wir sollten alsbald zu einem Sonderfrieden und einem näheren Verhältnis zu Rußland und Japan zu kommen suchen, weil England „der Feind“ sei und in Zukunft auch bleiben werde, ferner auch der Zusammenschluß der drei östlichen Militärmonarchien gegenüber dem demokratischen Westen der natürlichen Sachlage entspreche. Ein solches späteres Zusammengehen liegt zwar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Aber auch hier müßten wir Acht geben, daß wir nicht, durch die beiden anderen Mächte und ihre asiatische skrupellose Schläue betrogen, zuletzt als der dumme Dritte dastünden; auch hier müßten wir darauf bestehen, daß Chinas Gebiet unverletzt und die „offene Tür dortselbst gewahrt würde“ (wobei sich unsere Interessen viel mehr mit denen der Vereinigten Staaten als mit denen aller anderen Mächte decken). Vor allem aber wäre die Voraussetzung für ein künftiges näheres Verhältnis mit Rußland die, daß es zunächst durch Ablösung einiger Teile im Westen empfindlich geschwächt würde, und daß es seinen Ansprüchen auf Konstantinopel und die Dardanellen entsagt. Unsere künftige politische Aufgabe wird vor allem im Ausbau der Beziehungen zu unseren heutigen Verbündeten liegen. Soweit sich andere Bündnisse diesen zweckmäßig eingliedern lassen, können wir sie suchen oder an uns herankommen lassen. Wir werden aber vielleicht mehr die zwischen unseren heutigen Feinden bestehenden natürlichen Gegensätze durch die Kunst unserer Diplomatie noch zu vertiefen, als den einen oder anderen von ihnen möglichst bald zum Bundesgenossen zu werben suchen.

Das Verhältnis zu unseren heutigen Verbündeten hat uns gelehrt, daß Gegensätze der Rasse und Religion keine Rolle spielen, wenn die politischen und wirtschaftlichen Interessen zweier Staaten nach der gleichen Richtung weisen und sie zueinander hinführen. Da die Solidarität, das Gemeinschaftsgefühl der weißen Rasse in diesem Kriege in die Brüche gegangen ist, so wird der Umstand, daß die Japaner einer anderen Rasse wie wir angehören, später kein Hinderungsgrund für uns sein, mit ihnen in ein näheres Verhältnis zu treten, wenn nur realpolitische Erwägungen uns auf ein solches hinweisen. Auch in dieser Beziehung muß des Kanzlers Wort gelten, daß wir in dem großen Kriege „die Sentimentalität verlernt“ haben.

